

Die Altstadt – ein reines Konstrukt?

Gerhard Vinken

Zone Heimat.

Altstadt im modernen Städtebau.

München, Deutscher Kunstverlag

2010. 256 S., Ill.

ISBN 978-3-4220-6937-4

Die Altstadt: kein authentisches Zeugnis der Vergangenheit, sondern ein Produkt des modernen Städtebaus? Dieser Frage geht Gerhard Vinken, Kunsthistoriker und Stadtforscher, in seiner an der Universität Bern eingereichten Habilitationsschrift nach. Er zeigt darin auf, inwieweit die uns vertraute, scheinbar jahrhundertealte Altstadt ein Produkt kontinuierlicher Stadtbildpflege ist; einer Stadtbildpflege, die seit rund 100 Jahren ein Altstadtbild herstellt, das idyllische Heimatgefühle mit Hygiene, Vertreibung unerwünschter Bevölkerungsschichten und Rendite verbindet. Eine künstliche Altstadtbildung also, die als Kompensation in direktem Zusammenhang mit dem Homogenisierungsdruck der modernen Stadt zu sehen ist. Die bewusst aus dem normalen Stadtentwicklungsprozess ausgeschiedene Altstadt wird als „Zone Heimat“ zu einer Foucaultschen Heterotopie, einem Ort außerhalb der normierten oder normalen Orte, ähnlich einem Theater, Friedhof oder Feriendorf. Anhand der beiden Rheinstädte Basel und Köln erarbeitet Vinken eine Systematisierung der Phasen und Techniken dieser Altstadtgenerierung.

BASEL: VON DER ENTFESTIGUNG ZU DEN ALTSTADTZONEN

Nach einem Blick auf historische Veduten liegt bei Basel der erste Schwerpunkt der Darstellung auf

der Entfestigung und der Anlage von Promenaden anstelle der ehemaligen Mauern und Gräben ab 1860, laut Stadtrat Carl Sarasin eine Maßnahme im Sinne einer „ästhetischen und sanitarischen Sozialpolitik“. Vinken legt dar, dass dieser neue Ring einerseits verbindende Verkehrsachse war, andererseits aber auch die innerhalb liegende Altstadt von der Neustadt abtrennte und damit inszenierte. Die ‚Sahnehäubchen‘ waren dabei die mittelalterlichen Tortürme, die isoliert als Denkmäler und als „Möblierung“ der Promenade stehen blieben.

Nicht ganz klar geht aus der Darstellung hervor, ob die Deutung der Promenaden als bewusste Grenze zwischen Altstadt und Neustadt wirklich auch der zeitgenössischen Betrachtung entspricht. Denn weder wurde die Altstadt im 19. Jh. bereits als Sonderzone behandelt oder gar geschätzt, noch blieb das Gebiet innerhalb des Rings in Basel wirklich Altstadt. Wie Vinken selber darlegt, erfolgte parallel zur Entfestigung auch eine Modernisierung des Stadtkerns; dieser bildete weiterhin das urbane Zentrum mit Marktplatz, Rathaus etc. sowie den Knotenpunkt der Verkehrsströme. Eher könnte man den Promenadenring, vielleicht seit den 1960er und 1970er Jahren, als er in großen Teilen durch die Ringstraße ersetzt wurde, als lärmige, stinkende und nur bei „offener Ampel“ (statt offenem Tor) zu passierende Grenze bezeichnen. Auch die von Vinken dargelegte Besetzung des Promenadenrings mit Bildungsbauten (nach dem Vorbild der Wiener Ringstraße) ist in Basel nicht wirklich nachvollziehbar – dazu gäbe es charakteristischere Beispiele, z.B. Winterthur, wo dieser Prozess bereits ab 1840 deutlich zu beobachten ist.

In der zweiten Hälfte des 19. Jh.s begann im Gebiet innerhalb des Rings eine Segregation. In der Talsohle wurden neue und breitere Straßen von modernen Geschäftshäusern gesäumt, während am Hang des Münsterhügels und am Spalenberg enge Gassen, mittelalterliche Häuser und eine eher randständige Bevölkerung verblieb. Motor



Abb. 1 und 2 Der Schweizer Heimatschutz lobte 1946 den durch den Schaffhauser Heimatschutz-Architekten Walter Henne durchgeführten Umbau des 1891 erbauten Bankgebäudes als Beispiel, „wie mit gutem Willen manche architektonische Entgleisung wieder in die Umgebung eingegliedert werden könnte.“ (Heimatschutz 41, 1946, S. 72-74)

dieser Entwicklung war bis Ende der 1930er Jahre in erster Linie der zunehmende Verkehr, Stadtplanung war fast ausschließlich Verkehrsplanung. 1939 schrieb das Hochbaugesetz diese Teilung in Form von Altstadtzonen fest. Hier wurden in der Folge, vor allem durch das Beschäftigungsprogramm des „Arbeitsrappens“, bis in die 70er Jahre Sanierungen hin zu einer hygienisch und ästhetisch einwandfreien Altstadt durchgeführt. Der Erhalt der historischen Substanz war dabei nicht immer erstes Kriterium, Sanierung bedeutete neben dem Abbruch von Hinterhofbauten zur Gewinnung von kleinen Grünräumen auch Rückbau von Bauteilen des 19. Jh.s hin zu einem mehr mittelalterlichen, homogeneren Erscheinungsbild.

KÖLN: DIE ZWEIFACHE REKONSTRUKTION DES MARTINSVIERTELS

Bei der Betrachtung von Köln legt Vinken den Fokus auf die NS-Zeit und den Wiederaufbau nach dem Krieg. Die Phase der Entfestigung und der Anlage einer Ringstraße nach Pariser oder Wiener Vorbild hatte Köln erst 1881 erlebt, in der Ausprägung aber ähnlich wie Basel. Neben isolierten Stadttoren kamen hier die romanischen Kirchen

hinzu, die von neuen Straßen in haussmannscher Manier als *points de vue* angepeilt wurden. Wie in Basel der Münsterhügel ist auch in Köln die Rheinfront die wichtigste Schauseite; sie sollte 1901 durch einen (nur ansatzweise verwirklichten) Wettbewerb mit spitzgiebligen Neubauten „bewahrt“ werden. In den 1920er Jahren wurde das Martinsviertel als einziges Altstadtgebiet als „Traditionsinsel“ definiert, die zwar in der Struktur, aber nur vereinzelt auch in der Bausubstanz erhalten werden sollte. Erst nach der Machtergreifung wurde diese Strategie unter dem Banner der hygienischen wie sozialen Gesundung (lies: Arisierung) umgesetzt. Dabei wurden insbesondere Häuser der Gründerzeit aus ästhetischen Gesichtspunkten abgerissen und durch „typisch kölnische“ Giebelbauten ersetzt.

Angesichts der Kriegszerstörungen stellte sich 1945 in Köln wie andernorts die Frage nach radikalem Neuanfang oder Rekonstruktion. Viele sahen die Zerstörung auch als Chance und entwarfen, wie z.B. Theodor Nußbaum und Hans Hansen, die Vorstellung einer „durchgrünten und aufgelockerten Stadt“ oder wie Carl Oskar Jathos die eines neuen, „durchsichtig klaren Stadtkunst-

werks“. Wilhelm Riphahn ließ in seinen Planungen neben einer den Verkehrsflüssen untergeordneten, modernen Bebauung der Rheinfront immerhin das Martinsviertel als Traditionsinsel gelten. Dessen Wiederaufbau, der bis 1948 unter der Ägide Hans Vogts erfolgte, stellt Vinken ausführlich dar. Neben den romanischen Kirchen ist das Martinsviertel der einzige Bestandteil des alten Köln, der rekonstruiert wurde – im vollen Bewusstsein, dass es sich dabei um ein weitgehend in den 1930er Jahren neu erbautes Viertel handelte und in getreuer Kopie des nur ein Jahrzehnt zuvor Entstandenen. Abschließend lenkt Vinken den Blick über die Altstadt hinaus auf die Region. Insbesondere stellt er die von Rudolf Schwarz bereits zur NS-Zeit entwickelten und ab 1946 auf Groß-Köln angewandten Visionen von zellenartig zu einem Städtebund zusammengefühten Stadtkernen vor und setzt sie in Vergleich zu Le Corbusiers Bandstadt.

EIN UNGEWOHNTER BLICK AUF DIE ALTSTADT

Das Buch bietet einen interessanten und in dieser Art der Gesamtschau ungewohnten Blick auf das Phänomen Altstadt. Indem die Betrachtung mehrheitlich aus der Perspektive der Stadtsanierung nach verkehrstechnischen und hygienischen Parametern erfolgt, werden Zusammenhänge in den Vordergrund gerückt, die in den „Denkmalpflegechroniken“ nur am Rande vorkommen. Die von Vinken ausführlich – manchmal vielleicht etwas zu detailreich – dargestellten (teils nur geplanten, teils aber auch verwirklichten) Kahlschläge für die Mobilität einerseits, kopierende und rekonstruierende Eingriffe für die „Erhaltung“ des Stadtbildes andererseits lassen tatsächlich das Bild einer „un/heimlichen Heimat“ entstehen, wie Vinkens Fazit des Basler Kapitels lautet.

Bezüglich Basel ist die Darstellung allerdings etwas einseitig, hat doch z.B. das Basler Arbeitsbeschaffungsprogramm nicht nur die im Buch vorgestellten imitierenden Nach- oder Rückbauten auf dem Gewissen, sondern kann auch eine

lange Liste von Restaurierungen vorweisen, die diesen Namen verdienen. Auch die Rolle der Denkmalpflege wird sehr kritisch dargestellt, etwa beim Rückbau der historistischen Zutaten am St. Alban-Tor um 1970. In ihren Zeitumständen (der Historismus wurde gerade erst entdeckt, wegweisend war hierbei die Tagung 1963, vgl. *Historismus und bildende Kunst: Vorträge und Diskussion im Oktober 1963 in München und Schloss Anif*, red. Ludwig Grote, München 1965) und vor der städtebaulichen Situation betrachtet (der gründerzeitliche Ring war in der Umgebung des St. Alban-Tores kaum mehr existent) erscheint die Rückbildung verständlicher, denn das historistische Tor stand 1970 genauso isoliert da wie 1870 das mittelalterliche. Und wie das historistische Kleid dem damaligen Mittelalter-Bild entsprach, so das „echtere“ dem der 1970er Jahre, als sich in Basel durch breit angelegte, systematische Bauforschungskampagnen der Denkmalpflege das Detailwissen über mittelalterliche Bauformen vervielfachte.

Als Abschluss wäre anstelle der Ausbreitung der utopischen, „biologischen“ Stadtkonzepte, die mit der Altstadt nur noch wenig zu tun haben, auch ein Blick zurück interessant gewesen. Wie werden die beiden Altstädte heute wahrgenommen? Es scheint, dass sowohl das doppelt rekonstruierte Kölner Martinsviertel wie die weitgehend aus dem 19. Jh. stammende Basler Talstadt heute als „Altstadt“ (und damit Heimat) wahrgenommen und geschätzt werden. Während das Beispiel Basel zeigt, dass bei hinreichend langsamem Wandel und bei Erhalt wesentlicher Strukturen das Identifikationspotential oder der Heimatwert eines Ortes bewahrt werden kann, stimmt das Phänomen Köln nachdenklich – überraschen tut es angesichts der derzeit rollenden Rekonstruktionswelle nicht.

Insgesamt ist Gerhard Vinken ein sehr aufschlussreiches Buch mit gründlichen Einblicken in die Stadtplanungsgeschichte der Innenstädte von Basel und Köln gelungen. Besonders was das 19. Jh. und die NS-Zeit angeht, zeichnet er ein dichtes Bild des jeweiligen Zeitgeistes. Die Faktenbreite,

die zu den beiden Städten ausgebreitet wird, ließ jedoch fast keinen Platz für Vergleiche mit anderen Städten. Obwohl das Buch trotz seines umfassenden Anspruch signalisierenden Titels damit eher eine Fallstudie bleibt, ist sein großes Verdienst, dass es dem Leser (zuweilen unangenehm) die Augen öffnet – auch für andere Altstadtsituationen und für den heutigen Umgang mit Altstädten. Vielleicht ist es Zeitgeist zu nennen, aber auch Reisefreudigkeit und Bilderflut mögen dazu beitragen, dass Altstadtsanierungen sich vielerorts gleichen. So werden beispielsweise – in dem Bestreben, jede Erinnerung an Autoverkehr in der Altstadt zu tilgen – vielerorts großflächige Pflasterungen verlegt; eine Mode, die sich zusammen mit nostalgischen „Gaslaternen“-Kandelabern auch in Dörfern ausbreitet, die nie eine Gasbeleuchtung gekannt haben.

Lesenswert macht das Buch nicht zuletzt eine Vielzahl von bemerkenswerten zeitgenössischen Äußerungen und Quellenzitaten, die zum Weiterdenken anregen. Stellvertretend sei ein Votum Hans Vogts von 1946 angeführt, es gelte die Überlieferung u.a. durch die Erhaltung des sozialen und wirtschaftlichen Organismus der Stadt zu wahren. Angesichts von Neonröhren-Teppichen hinter den schmalen Bürgerhausfassaden eines Altstadt-Einkaufszentrums oder der abends stets dunklen Salonfenster von zu Büros umgenutzten Patrizierhäusern in der Schweiz ein Aufruf, der auch jenseits jeder Kriegszerstörung weiterhin seine Berechtigung hat.

DR. MORITZ FLURY-ROVA
Kantonale Denkmalpflege,
Rorschacherstr. 23, CH-9001 St. Gallen,
moritz.flury@sfg.ch

Forschungsdatenbank ARTthesen freigeschaltet

Seit Ende Oktober ist auf der Homepage des ZI (www.zikg.eu) die Forschungsdatenbank für Hochschulnachrichten *ARTthesen* freigeschaltet. Sie ersetzt die bislang bei arthistoricum angesiedelte Forschungsdatenbank als eigenständiges Angebot des Zentralinstituts für Kunstgeschichte. Ihre Datengrundlage bilden die von der *Kunstchronik* jährlich von deutschen und ausgewählten ausländischen Hochschulen und Forschungsinstituten abgefrag-

ten Meldungen über abgeschlossene Master-, Master- und Diplomarbeiten sowie über begonnene und abgeschlossene Dissertationen. Bis zum Jahr 2010 einschließlich wurden die Daten in den Heften August, September/Okttober und November der *Kunstchronik* abgedruckt. Um den Nutzern eine gezieltere Recherche zu ermöglichen, werden die Qualifikationsarbeiten seit diesem Jahr ausschließlich in elektronischer Form in der Datenbank erfasst, die Personalia weiterhin im September/Oktoberheft der *Kunstchronik* veröffentlicht. Recherchierbar sind die rund 60.000 Datensätze der Jahrgänge 1985 bis 2011. Die Freischaltung der jährlich neu eingearbeiteten Daten erfolgt jeweils Ende Oktober. Die Datensätze sind nicht nur nach den AutorInnen der Arbeiten, sondern auch komplett thematisch erschlossen.